

# König Hein

Bei der Frage nach dem besten Schachbuch denken die meisten an das lehrreichste und kaum jemand an das bestgeschriebene. An literarischen Maßstäben messen lassen sich ohnehin nur wenige Schachbücher. Unter diesen aber sticht jenes hervor, das Peter Swidler als sein Lieblingsschachbuch bezeichnet hat: *De Koning*, englisch: *The King\**, ein 400-seitiger Wälzer mit Artikeln und Kolumnen von Hein Donner.

Johannes Hendrikus Donner, genannt Hein, wurde 1927 in eine prominente Juristen- und Politikerfamilie hineingeboren. Sein Vater war 1926 bis 1933 Justizminister, und auch der im September 2006 zurückgetretene niederländische Justizminister ist ein Donner. Zwischen Max Euwe und Jan Timman war Hein Donner einige Zeit der stärkste Spieler der Niederlande und hat sich, vor allem während der Sechzigerjahre, mit den Besten der Welt gemessen.

Doch er hatte wenig Lust, sich mit Theorie zu befassen. Es gab so viel Interessanteres außerhalb des Schachs. Donner konnte mit Fug und Recht als Intellektueller bezeichnet werden. Zu seinen besten Freunden zählte der Schriftsteller Harry Mulisch, der ihn in seinem Bestseller *Die Entdeckung des Himmels* in der Figur des Onno Quint verewigt hat. Neben seinen Einkünften als Spieler lebte Donner vom Schreiben, nicht nur aber insbesondere über Schach.

Seinen Kollegen hatte er indes nicht nur Spielverständnis und Sprachbeherrschung voraus, sondern auch einen streitbaren Charakter. Donner liebte es, sich in seinen Kolumnen mit anderen Spielern anzulegen. Von seinen Landsleuten war ihm nur Euwe heilig. Ausgeteilt hat Donner vor allem in *Schaakbulletin*. Als die legendäre Zeitschrift 1984 eingestellt wurde, um *New in Chess* Platz zu machen, war Donner bereits nach einer schweren Hirnblutung in einem Pflegeheim. Ein Jahr vor seinem Tod brachten Tim Krabbé und Max Pam, Mitstreiter in Schachbulletin-Zeiten, *De Koning* heraus. Mit dem König im Titel aber ist kein anderer gemeint als der bis heute unübertroffene König der Schachpublizistik selbst. Anni und Chrilly Donninger haben aus Anlaß von Donners 80. Geburtstag zwei Stücke daraus ausgesucht und aus dem Niederländischen übersetzt. (SL)

---

\* J.H. Donner: *The King. Chess Pieces*, Alkmaar (New in Chess), Taschenbuchausgabe 2006, 392 Seiten

# Palma de Mallorca

VON JAN HEIN DONNER

Das Meer ist schwarz, genau wie die Gestalt vor mir. Wir stehen an einem unendlich breiten Strand, ich und der entsetzliche Mann vor mir, dessen riesenhafte Figur die Sonne verdüstert, so daß kein Lichtschimmer mehr zu mir durchdringt. Ich bin am verbluten, die Blutflecken im Sand sind so schwarz wie das Meer. Ich sterbe einen unendlich langen Tod. Wochen, Monate. Vierzig Jahre.

Als ich erschrocken wach werde, fällt mir sofort ein, daß ich gegen Smyslow spielen muß, und ich stelle fest, daß es schon dreiviertel vier ist.

„Russen“ sind schwere Gegner für mich. Ich kann nicht begreifen warum, aber ich habe noch keinen von ihnen geschlagen, und Smyslow ist für mich der Allerschwerste.

Die Angst, daß er zaubern kann, raubt mir jede Kraft. Keine Vernunft kann mich davon überzeugen, daß sein Läufer nicht mehr wert ist als mein Springer, genau so wenig wie sein Springer nicht stärker ist als mein Läufer. „Du bist zu emotional“, sagen Leute, die es gut mit mir meinen und denken, daß es so etwas wie einen „kühlen Verstand“ gibt. Sie wissen nicht, daß das „animale rationale“, das denkende Tier, jeglichen Gedanken abgeben wird und daß diese Aktivität immer auf der Basis einer elementaren Haltung, einem Gefühl beruht. Der Philosoph, der weiß, daß man schweigen muß, worüber man nicht sprechen kann, bekennt diese Scham. Verzweifelt ist der Wissenschaftler, der sich an die Methode hält. Mutig der Revolutionär, der die Welt verändern will.

Die Vorstellung eines gefühllosen Verstands, einer „frei schwebenden Intelligenz“ kann nur von Leuten stammen, die sich ihrer eigenen Gefühle nicht mehr bewußt werden konnten, denn was sie fühlten, war Feigheit. Ich bin nicht feig, sondern ängstlich. Zum großen Vorteil der Repräsentanten des heldenhaften Sowjetmenschen. Ohne Zweifel gerade deswegen, weil



sie etwas repräsentieren und dadurch über sich hinauswachsen. Ich dagegen stelle nichts dar, und damit sind mein Läufer und mein Springer sich selbst überlassen.

Die Partie gegen Smyslow beginnt um vier Uhr. Der Spielleiter schlägt auf den Gong und setzt die Uhren in Bewegung. Eine andere Zeit hat zu laufen begonnen.

Der Außenstehende will immer wissen, was du denkst, wenn du so hinter dem Brett sitzt. Ich hatte mal vor, darüber ein Buch zu schreiben. Einfach zwei Partien und bei jedem Zug im Inneren Monolog, was mir dabei im Kopf vorging. Eine Partie, die ich in sechzehn Zügen verliere. Um alles wiederzugeben, was ich mir dabei gedacht habe. Könnte ich zweihundert Seiten füllen. Die tief berechneten Varianten, die geschickt ausgelegten Fallstricke, die brilliantesten Fundstücke.

Die nächste Partie, die ich in sechzig Zügen gewann, sollte freilich leere Seiten über die Züge bringen. Höchstens einmal einen Fluch oder ein Schimpfwort, aber weiter nichts, auch keine Varianten, denn wenn du gewinnst, denkst du nicht. Zu denken beginnst du erst, wenn etwas schieft, dann tritt das Selbstbewußtsein auf, die Selbstkritik und die Psychologie.

In Palma ging alles schief. Was remis sein hätte sollen, ging verloren, und was eine Gewinnstellung war, wurde remis. Manchmal verschleuderte ich in einem einzigen Zug einen ganzen Punkt. Funfeinhalb Punkte hätte ich mehr haben können, und in der Welt dessen, was „hätte sein können“, war ich also der Sieger, denn Larsen hatte am Schluß 13 Punkte und ich 8. Aber gerade diese Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit ist jener Riß, der zeigt, daß etwas nicht in Ordnung war und ist.

Alles ging schief, ja, aber nicht der Nachmittag, der Abend und die Nacht gegen Smyslow. Neun Stunden dauerte der Kampf, die Partie mußte selbst am nächsten Tag noch fortgesetzt werden, aber zum Schluß gewann ich sie. Das war noch zu Beginn des Turniers. Vielleicht war es die Verwundung über mein eigenes Können, die mir den Rest des Turniers verleidet hat.

Jedenfalls war es ein angenehmes Turnier. Aus ganz Europa waren wir vor dem Winter geflüchtet und landeten in Mallorca im Schnee, was sehr ungewöhnlich ist auf diesen Inseln. Aus großer Gastfreundschaft waren mit den Spielern auch die Frauen und Kinder eingeladen. Unter Spielern wurde kaum über Familienangelegenheiten gesprochen, und von vielen war mir unbekannt, daß sie den Status eines Familienvaters besaßen, aber die unmittelbaren Beweise davon quietesten und krähten laut hörbar, denn draußen hatte es weniger als Null Grad und gab es Schnee. Boris hat ein Söhnchen, das die Nasenflügel auch schon so stolz hinaufzieht, seine Frau

hater in Buenos Aires getroffen, in dem Jahr, als sie Miss Argentinien war. Sozusagen Champions unter sich.

Ramon hat in Spanien die einzige Frau gefunden, die ihm in der Länge keinen einzigen Zentimeter nachsteht. Sie ist eine blonde Kolossin. Drei Töchterchen haben sie. Etwas schüchtern werden sie mir vorgestellt: Mercedes, Marta und Gemma. Gemma?

Fünfzehn Jahre zuvor zogen Ramon und ich, schöner und magerer als jetzt, durch Nordspanien von Casino zu Casino, wir gaben Simultanpartien und Klapperten kleine Turniere ab: Barcelona, Tarragona, Berga, Vitoria, Bilbao, San Sebastian.

Er spielte remis mit dem Vereinsvorsitzenden und ich mit dem Kassierer; auf diese Art machten wir uns viele Freunde. Unsere Spur auf der Landkarte dürfte einem Unwissenden launisch vorkommen, und doch hielten wir festen Kurs, nur der Stern, auf den wir uns zu bewegten, hatte Launen. Sie war noch keine sechzehn und sang und tanzte Flamenco. Sie war klein und hatte ein Profil, wie ich es sonst nur auf Kameen gesehen habe. Sie hieß Gemma, und Ramon war in sie verliebt. Er wollte sie, wie die Spanier sagen. Sie wurde von ihrer großen und resoluten Mutter bewacht, die sie keinen Moment allein ließ. „Die müssen wir bestechen mit einem kleinen Zigarren- oder Parfümgeschäft“, wußte Ramon.

Der Kontakt zwischen den Geliebten bestand eigentlich nur aus Briefen. Ramon hat sie mir alle vorgelesen. Seine eigenen Briefe fand er schöner als die ihren, und er war nicht wenig stolz darauf. „Wenn ich die Sonne wäre, dann würde ich mir wünschen, daß du das Meer bist, dann kann ich dich überall küssen.“ Er fand, daß er Shakespeare in nichts nachstand. Ihre Briefe waren sachlicher. Sie beklagte sich, daß er am vorigen Abend bei ihrem zweiten Auftritt weniger aufmerksam war als während der ersten Show. Aber sie war recht geschickt darin, die Mutter abzulenken, so daß sie Gelegenheit hatten, miteinander zu plaudern. Das Ende dieser Liebe habe ich nicht mehr miterlebt. Zwei Jahre später lief mir Ramon in Südamerika wieder über den Weg. Er schwor, niemals wieder nach Spanien zurückzugehen. Erst nach Wochen begriff ich, was geschehen war. Es war ihm durch eine Kombination von großer Geduld und grimmiger Beharrlichkeit schließlich geglückt, die Mutter zu überlisten und zu dem Mädchen durchzudringen. Als ihr Sohn geboren wurde, bot er ihr als Mann von Ehre seine Hand an, aber sie lehnte ab und behauptete, daß das nie ihre Absicht gewesen sei.

„Sie hat nie mich gewollt, sondern nur ein Kind“, sprach der sehr Betrogene in seinem gebrochenen Stolz. Seinen Sohn sah er nur in der Zeitung, denn Gemma machte eine große Karriere, und gegenwärtig ist ihre

Schönheit auf den Kinoplakaten zu bewundern. Sie ist ein Star geworden in der spanischen Filmwelt.

Ramons Frau Gemma, in jeder Hinsicht das Gegenteil, ist lieb, blond und groß. Söhne kriegter nicht mehr, aber dank ihrer jüngsten Tochter hat er ihr das vergeben.

Wir sind älter geworden und weiser, weniger eitel vielleicht.

Mallorca ist ein internationales Stück Europa. Dort trifft du alle möglichen Leute. Edward G. Robinson beim Morgenspaziergang, und zu Mittag mußt du flink auf die Seite springen, damit du nicht von Haile Selassies Auto überfahren wirst. Ich saß auf einer kleinen Terrasse und las *Write Goddess* von Robert Graves, als ein großer, aber schlanker Mann mit einem breiten spanischen Hut auf den weißen Haaren vorbeikam, an mir vorbei eintrat und ein Glas Wein bestellte. Ich erkannte ihn natürlich sofort. Und da hatten wir es wieder: Ein anderer würde froh aufgesprungen sein und sich höflich dem großen Mann vorgestellt haben. „Gerade saß ich da und las in ihrem schönen und bezaubernden Buch.“ Dann hätte sich ein tiefgehendes Gespräch entwickelt, und das wäre vielleicht der Beginn einer interessanten Bekanntschaft. „Kommen Sie doch einmal bei mir vorbei, es ist immer angenehm, mit einem intelligenten Menschen zu sprechen“, würde der große Gelehrte und Künstler beim Abschied sagen. Das würde ein anderer tun. Ich dagegen bekam einen feuerroten Kopf und versteckte hastig das Buch, aus Angst, der Schriftsteller könnte es sehen. Diese Panik mag man kindisch finden, aber ich bleibe dabei, daß der Fehler bei ihm lag. Große Schriftsteller müssen tot sein. Wir haben nichts von ihrem Leben. Im Gegenteil hat ihr Werk, solange sie noch leben, etwas Unfertiges. Es ist noch nichts Endgültiges gesagt, sie können noch etwas verändern oder genauer erklären. Das tut dem Werk Abbruch. Nein, ich hatte schon Recht, als ich nicht wagte, ihn anzusprechen. Was hätten wir auch zu bereden gehabt? □

(„Palma de Mallorca“ erschien in *Avenue*, April 1968. Autorisierte Übersetzung aus dem Niederländischen von Anni und Chrilly Donninger.)

# Der alte Schachspieler

VON JAN HEIN DONNER

Er hat keinen Zahn mehr im Mund und hat daher Mühe, die kleine Pfeife darin festzuhalten, aus der er zerdrückte Zigaretten raucht. Mich erinnert er an die bekannte, alte Zeichentrickfigur. Aber für diesen Seemann ist kein Spinat gewachsen.

Im Turnier, zweifellos seinem letzten, gewinnt er die erste Partie in atemberaubendem Stil. In der zweiten holt er mit bemerkenswerter Schläuheit aus einer scheinbar hoffnungslosen Position ein Remis. Die dreizehn folgenden Partien verliert er alle durch Zeitüberschreitung. Einst hat er zu den Allergörzten gehört. Zwei von den noch immer am meisten verwendeten Varianten der Indischen Verteidigung tragen seinen Namen. Er war der Erste, der sie spielte. Die eine zeichnet sich durch Angriffslust, die andere eher durch Zurückhaltung aus.

Er ist der Letzte aus seiner Generation. Seine Zeitgenossen sind im Westen vor Hunger krepirt oder verbringen im Osten einen geruhssamen Lebensabend. Keiner von ihnen spielt noch Schach, aber er kann es nicht lassen. Uns kennt er nicht mehr. Auf einmal will er wissen, ob nicht auch ein Albaner dabei ist, denn er hat mal gelesen, daß die Albaner ein grausames Völkchen seien. Mit einem Lachen, das sein Gesicht in ein großes Loch verwandelt, erzählt er von einem albanischen Bischof, der das Abschneiden von Türkenköpfen als Feigheit verurteilte, denn er wollte nur die Köpfe von lebenden Türken.

In der Nacht liegt er oft wach im Bett, denn er kann nicht schlafen, sagt er. Er denkt dann über die Geschichte nach. Es ist soviel passiert, das nicht hätte passieren dürfen. Als Deutscher ist er weggegangen, als sein Land wahnsinnig geworden war. Aber wenn man weder Jude, Kommunist noch Thomas Mann war, war es im Ausland auch kein richtiges Leben, sagt er. Er ist dann zurückgegangen am Tag, an dem der Krieg ausgebrochen ist. Er war zwar nicht direkt ein Held des Widerstands, aber er hat seinen Mund nicht halten können. Er wurde denunziert, und er wäre drauf gegangen, wenn nicht ein Parteifunktionär ein Wort für ihn eingelegt hätte. Er wurde ins KZ geschickt. Sein Beschützer wurde später in Nürnberg wegen Verbrechen gegen die Menschheit aufgehängt.

Er kann es nicht begreifen, es raubt ihm den Schlaf. Er denkt darüber nach. Er hat den Wahnsinn seines Landes zu spüren bekommen und spricht viel drüber.

Er erzählt von einem Schachkollegen, der einen besonderen Paß hatte, der ihn vom Einsatz an der Ostfront befreite, solange er landesverräterische Elemente bei der Polizei anzeigte. Er erzählt von einem Abend in einem Lokal, in dem ein Ingenieur, der aus den rumänischen Ölfeldern auf Heimurlaub war, von einem amerikanischen Bombardement berichtete, das den Wehrmachtsberichten zufolge völlig mißglückt war. Am nächsten Morgen wurde der Ingenieur verurteilt und eine Stunde später enthauptet.

Er war in Königsberg, als die Stadt von den Russen belagert wurde. Um die Disziplin aufrechtzuerhalten, wurden mehr als 10.000 Bürger und Soldaten innerhalb von zwei Monaten standrechtlich erschossen. Alles war verboten, und es gab nur ein Straßmaß.

Seine Frau – er spricht über seine Ehe als den „achtzehnjährigen Rosenkrieg“ – wurde Kommunistin, aber dafür hatte er nichts übrig. Er glaubt an nichts mehr, aber in seinem alten Kopf leben noch die Vorstellungen von Zucht und Ordnung eines vergangenen Zeitalters. Die Offiziere des Kaiserheers verfügten nur über ein kleines Salär. Es war ein Leben voller Entbehrungen und Selbstaufopferung: das wird auch oft vergessen, sagt er, und man sieht, daß er weiß, daß diese Zeiten vorbei sind, für immer, aber er weiß nicht warum.

Auch im Ersten Weltkrieg wurde sein Leben durch das Schachspiel gerettet. Aus den Waggonladungen voller Krüppel, die aus Verdun in Berlin ausgeladen wurden, wurde er herausgepickt und zusammengefückt, weil der Chirurg ein Schachspieler war. Es blieb ihm eine kaputte Hand und ein Körper voller Narben, aber in den Zwanzigerjahren war er trotzdem ein fescher Kerl und Schürzenjäger.

Nun sitzt er in sich versunken und startet mit seinen schlechten Augen auf das Brett und zieht an seiner Pfeife, die er fortwährend stopft und wieder ausklopft. Rund um ihn rauchen die Aschenbecher wie die Öfen in einem Krematorium. Er sitzt selbst unter der Asche. Er ist schmuddelig – mit Ausnahme der auffallend teuren und eleganten Krawatte, die er um seinen dünnen Hals geknüpft hat. Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht.

Er spielt noch immer sehr gut, oft steht er auf Gewinn, wenn das Kläppchen fällt. Es ist, als ob ihn etwas lähmen würde und er nicht dazu gekommen sei, die Züge wirklich auszuführen, sagt er.

Als ich gegen ihn spielen muß, passiert etwas, das ich genau so befürchtet habe. Er überschreitet die Zeit nicht. Er hat mit einem altmodisch soliden Aufbau eine für ihn vorteilhafte Stellung erreicht, aber er kommt nach dreißig Zügen in Zeitnot. Ich verkompliziere die Situation, und er reagiert nicht gut, macht ein paar mal hintereinander schlechte Züge. Aber blitzschnell! Binnen weniger Sekunden wirft er seine letzten Züge aufs Brett,

und er hält sich noch tapfer bis zum 40. Zug, ohne daß die Klappe fällt. Wütend mache ich meinen 41. Zug. Die Stellung ist remislich. Die Partie wird abgebrochen. Er muß seinen nächsten Zug abgeben. Für die nächsten sechzehn Züge hat jeder eine Stunde. Er beginnt, über seinen Abgabebzug nachzudenken, mehr als eine halbe Stunde lang. Als wir am Abend weiterspielen, kommt er um den fünfzigsten Zug herum wieder in höchste Zeitnot. Nun macht er in großer Hast immer den einzigen guten Zug. Und wieder schafft er es. Nach dem 56. Zug ist sein Kläppchen noch immer nicht gefallen. Es fällt mir schwer, mich zusammenzunehmen. Die Partie wird auf den nächsten Morgen vertagt. Wieder hat er eine Stunde für sechzehn Züge. Ich analysiere meine Stellung und komme zum Ergebnis, daß sie nicht zu gewinnen ist.

Am folgenden Morgen braucht er für die ersten vier bis fünf Züge wieder viel zuviel Zeit. Wieder kommt er, lange vor der Zeitkontrolle im 72. Zug, in Zeitnot. Mir bleibt noch mehr als eine Stunde, ich denke sehr lange nach. Er kann nicht weg vom Brett, denn wenn ich ziehe, muß er sofort antworten. Er hat keine Zeit mehr. Ich sehe, daß es bei normalem Spiel remis wird. Darum mache ich einen unerwarteten Zug, der mich selbst in Gefahr bringt, wenn er die richtige Antwort weiß. Er antwortet à tempo.

Fehler!

Nun steht er verloren. Er sieht es nach ein paar Zügen auch und beginnt zu denken. Das Plättchen beim großen Uhrzeiger an seiner Uhr kriecht hinauf. Er zieht nicht mehr und sollte noch drei Züge machen... Er bewegt sich nicht mehr. Dann fällt die Klappe. Das Fallen der Klappe macht ein so schwaches Geräusch, daß nur echte Schachspieler es hören. Erleichtert stehe ich auf.

Er bleibt noch eine Weile sitzen und sagt: „Trotzdem stand ich nicht schlecht!“ ☐

(„Oude schaker“ erschien in *Avenue*. Sept. 1968. Autorisierte Übersetzung aus dem Niederländischen von Anni und Chrilly Domninger.)